

Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

Jahrgang 32.

Grand Island, Nebr., 5. Januar 1912 Zweiter (Theil.)

Nummer 21

Eigene Schuld.

Von Martin Voelck.

Am wieviel Glück bin ich vorbeigegangen, Ich mußte immer in die Sterne sehn, Mit vollem Herzen und erglühten Wangen Käßt man so gern den goldenen Becher sehn.

Nun ist der Sommer tief ins Meer gesunken, Die roten Rosen starben all dahin — Ach, häßt' ich doch die Schale leer getrunken! Ich zürne mir, weil ich ein Träumer bin.

Mildernde Umstände.

Erzählung von Maurice Lebel.

Erst durch die Zeitung erfuhr Frau Franz von der Verhaftung ihres Sohnes.

Die Sache erschien ihm im ersten Augenblicke so ungeheuerlich, daß sie nicht daran glauben wollte.

Ihr Junge, ihr guter, so höflicher, so schüchtern Junge, der noch vor einem Monate seinen Urlaub bei ihr verbracht hatte, ihr Junge ein Dieb und Mörder? ... Sie sah ihn vor sich: in seiner Infanteristen-Uniform, mit seinem guten Gesicht. Sie fühlte noch seinen herzlichen Abschiedskuß auf ihren gesuchten Wangen. Und in der Erinnerung an all jene sanften, ruhigen Freuden suchte sie die Achseln und wiederholte:

„Die haben sich da bestimmt getäußt. Er ist es nicht!“

Dennoch stand es in fettgedruckten Buchstaben da: „Ein Soldat als Verbrecher.“ Es war in der Garnison des Kleinen geschehen und man führte seinen Namen groß gedruckt an.

Sie blieb ganz ahnungslos sitzen. Die Brille hatte sie auf die Stirn hinaufgeschoben, die Hände gefaltet, und ihr zitternder Mund sprach in das warme Schweigen der Küche hinein. Ihre Augen blickten gerade aus und sahen weder den alten, an der offenen Thür kauenden Hund, noch die Wanduhr, die die Zeit mit ihrem ernsten, schlappenden Ticken in ihrem Gehäuse zerhackt ...

Jemand trat ein. Sie fuhr auf: „Wer ist da?“

Sie erkannte eine Nachbarin, wollte ihre Unruhe nicht errathen lassen und fügte hinzu:

„Ich schlief ... Es ist so heiß ...“

Sie, die gewöhnlich so Schweigsame, Zurückhaltende, begann zu sprechen, sprach unaufhörlich ... stellte Fragen und beantwortete sie selbst, aus Furcht, daß man sie ausforschen läme, und während sie ihre unzusammenhängenden Sätze hergesprach, fragte sie sich innerlich fortwährend: „Weiß sie etwas?“

Sie schwieg, da sie keine Worte mehr fand. Mit einer sonderbaren Miene sagte die Nachbarin:

„Ist es lange her, seit Sie Nachrichten von Ihrem Sohne hatten?“

„Nein — erst heute morgen ...“

Sie fügte nicht hinzu auf welche Weise. Ganz plötzlich überkam sie das lebhafteste Bedürfnis, getrübt, beruhigt zu werden, eine andere Stimme als die ihre empört rufen zu hören: „Es ist ein Irrthum! Er ist es nicht, glauben Sie mir!“

Sie zeigte ihr die Zeitung und sagte, indem sie sich vergebens bemühte, es harmlos klingen zu lassen: „Haben Sie gelesen? ... Das ist komisch, nicht?“

Mit trockener Kehle und Thränen in den Augen setzte sie hinzu: „Trotz alledem ist man dumm ... Im ersten Augenblicke hat es mir einen Stich versetzt! ... Ruß das sein?“

Die Nachbarin schwieg immer noch, und sie wiederholte: „Das ist komisch, nicht? ... das ist komisch!“

„Ja, es ist komisch, daß zwei denselben Namen im selben Regiment tragen“, erwiderte die Nachbarin vorsichtig.

Tief aufathmend plagte die Alte los: „Das sagte ich mir auch! ... Sehen Sie ... Es sind zwei da ... Es ist nicht der Meinel ...“

„Aber man kann es doch nicht wissen“, sagte die Nachbarin. „Ich frage Sie ... Es wäre wünschenswerth ... Weil man ihn in Verdacht hat ...“

Man erzählt bereits, daß er auch den Gaunerreich bei dem Küfer ausgeführt hat ... Ja, die dreihundert Franken, die man gerade, als er auf Urlaub war, gestohlen hat.“

Die Mutter hatte sich ganz bleich, mit geballten Fäusten aufgerichtet: „Lassen Sie die Leute doch reden! ...“

Er ist es nicht, nein, er ist es nicht ... Schämt Ihr Euch nicht? ... Was haben wir Euch angethan, daß Ihr Alle hinter uns her seid? ... Armer Kleiner! ... Man wird schon sehen! ...“

Und ohne die Thür hinter sich zu schließen, selbst ohne ihre Holzschuhe zu nehmen, lief sie zum Bahnhof.

Schlag sieben Uhr kam sie in der Stadt an. Während der Reise war ihre Angst noch gewachsen. Sie sagte nicht mehr: „Es ist unmöglich!“ — sondern: „Wenn es wahr wäre? ...“ Die Reise war ihr endlos erschienen, während an ihren Wänden das freie Land, Felder, Telegraphenstangen und Drähte in schwindelerregendem Auf und Ab vorüberglitten. Als der Zug hielt, begann sie zu zittern. Fast schien ihr der Augenblick, in dem sie Alles erfahren sollte, zu rasch gekommen.

Hinter dem Gitter streckte sich lang und weiß der Kasernenhof mit seinen vierseitigen Gebäuden hin. An der Thürschwelle sahen Soldaten und plauderten in den friedlichen Abend hinein. Ihr Kleiner hatte sie die verschiedenen Grade unterschieden gelehrt. Ganz demüthig blieb sie stehen: „Verzeihung, Herr Sergeant, ich wollte Sie nur etwas fragen. Sehen Sie —“

Sie zögerte, da sie ihre Furcht nicht gleich eingestehen wollte.

„Sehen Sie ... Es betrifft meinen Sohn ... Michon, Jules, von der dritten Compagnie ... Ich wollte wissen, ob ... ich ihn sehen könnte ...“

Sie versuchte zu lächeln: „Ich bin seine Mutter ... seine Mama ... Nein? Nun, denn ... Wo ist er? ... Doch hoffentlich nicht krank? Also? ... Ob ich etwas weiß? ... Nein, nein doch ... ich weiß nichts ... Er ist bestrast worden? ... Im Arrestzimmer? ... Nicht? ... Im ... im Gefängniß ... sagen Sie? ... Er wird vor ein Kriegsgericht gestellt? ...“

Sie verbaug den Kopf in ihre Hände! „Heilige Jungfrau, es ist also wahr! Heilige Jungfrau!“

Während Schritt sie weiter. Im Militärgefängniß sagte man ihr, daß der Kleine in strenger Haft sei, und dieser Bescheid vergrößerte noch ihr Entsetzen. In Gedanken sah sie ihn allein, für immer von der Welt getrennt. Man rief ihn, seinen Verteidiger aufzusuchen. — Von ihm erfuhr sie die ganze Wahrheit. Es war kein Zweifel mehr möglich. Der Kleine hatte getödtet, um zu fliehen. Man hatte das Geld ... fast sechshundert Franken ... in seinem Strohsack gefunden ... Schließlich hätte er gestanden.

Als sie vergebens gemeint und darum gefleht hatte, ihn sehen zu dürfen, lehrte sie zum Dorfe zurück. Jeder wußte es jetzt! Erst Nachts ging sie nach Hause, da sie die Worte und Blicke der Nachbarin fürchtete. Wie ein armes Thier, das Schlägen ausweichen will und sich verbirgt, wagte sie nicht mehr auszugehen, hielt ihre Fensterläden geschlossen und nahm jeden Morgen zitternd die zwischen ihre Lätze geschobene Zeitung in Empfang.

So las sie alle Einzelheiten des Verbrechens und Alles, was man ihrem Kinde schuld gab. Leute waren vor dem Richter erschienen, und Alle hatten ausgesagt, daß es ihr Sohn Michon gewesen, der den Küfer bestohlen hatte. Das, nein, das war nicht der Fall! Sie konnte darauf nicht verzichten ... Dann begann sie auch hier zu zweifeln. — Nach Verlauf eines Monats ging sie wieder zum Verteidiger. Jetzt hat sie nicht mehr darum, ihren Sohn zu sehen; nicht weil sie aufgehört hatte ihn zu lieben — großer Gott — sie schämte sich.

„Was werden sie ihm thun, guter Herr? Sie werden es nicht zulassen, werther Herr, daß man ihn mir nimmt ...“

„Ich fürchte es, arme Frau ... Wenn ich wenigstens einen mildernenden Umstand fände.“

„Wie meinen Sie das? Giner mildernenden ... was bedeutet das?“

„Das bedeutet etwas, was sein Vergehen in den Augen der Richter verringern würde. Sehen Sie, zum Beispiel: Ein Mann stiehlt. Wenn man beweisen kann, daß das Gend in dem Augenblicke gestohlen hat, daß er gestohlen, das ist wahr, aber wenn es geschah, um seinen Kindern Brot zu geben, nun, so ist das ein mildernender Umstand. Aber Ihr Sohn —! Es ist nicht einmal sein erstes Verbrechen. Jener andere Diebstahl, den er abgelegt hat ... Nun, jedenfalls werde ich Alles versuchen, was in Menschenkraft steht!“

Erwarteter, schmerzhafter als je lehrte die alte Frau heim. Ihr Geist wurde von dem neuen Worte: „Mil-

dernde Umstände“ gepiekt. Was hätte sie darum gegeben, diese Entschuldigung, die ihm vielleicht ein wenig Verzeihung erwirken würde, zu finden! — Vergebens! Nur das Verbrechen war da, augenscheinlich, ungeheuerlich, aber nichts, was dessen Furchtbarkeit verringern könnte.

Der Tag der Verurtheilung nahte. Sie reiste wieder hin. Im Zuge betete sie, rief alle Heiligen an, und in ihrem leeren Kopf tönten unaufhörlich die so oft wiederholten Worte: „Mildernde Umstände ... Mildernde Umstände ...“

Sie wartete in einem traurigen Zimmer, zusammen mit den Zeugen, die in ihrer Gegenwart ganz leise sprachen. Als sie gerufen wurde, trat sie schwankend den Schritten ein, und ihre Augen blinzelten in dem grellen Lichte des Verhandlungsraumes. Plötzlich fiel ihr Blick auf den Jungen, der mit gesenktem Kopf in kurzen, schluchzenden Stößen weinte, während seine Finger ein blaues, großgewürfeltes Taschentuch zerknüllten ... Endlich raffte er sich vor den Richtern auf.

Sie hatte vor Gericht erscheinen wollen. Nun fragte sie sich, wozu? ... Sie wußte nichts, die arme Alte, sie hatte nichts zu sagen! ... Zu welchem Zweck war sie hier? ... Zu keinem! Einfach als Mutter ihres Jungen. Sie hatte ihn zur Welt gebracht, ja ... geliebt, erzogen. Er gehörte trotz alledem ihr ... Aber nein, heute nicht mehr!

Auf alle an sie gerichteten Fragen antwortete sie durch Zeichen und unverständliche Worte. Tiefes Schweigen lastete über dem Saal. Ein unendliches Mitleid ergriff Alle bei dem Anblicke dieser vom Kummer gebrochener Bäuerin.

„Es ist ihr einziges Kind?“ fragte der Präsident.

„Ja, mein Herr.“

„Haben Sie sich, so lange er zu Hause lebte, über ihn zu beklagen gehabt?“

„Nein, mein Herr! ...“

„Wissen Sie, ob er schlechten Umgang gepflegt hat?“

„Niemals. Weder sein Vater, den Alle liebten und achteten, noch ich selbst hätte es zugegeben ... Man kann wohl sagen, daß wir allgemein geachtet wurden, ja! ...“

„Wir wissen es“, sagte der Vorsitzende, dann aber, sich zu dem Angeklagten wendend: „Sie wußten es auch, und so haben Sie, da Sie sich hinter die Ehrenhaftigkeit Ihrer Eltern verschlangen, den Aufenthalt bei Ihrer Mutter dazu benutz, um zu fliehen!“

Sie sollte man den Sohn so drüber Eltern in Verdacht haben? Andere können sagen: Ich bin nur halb verantwortlich. Die bösen Beispiele, die ich vor Augen hatte, haben mich verborben. Sie haben nicht einmal die Entschuldigung!“

Da schien die Alte einen furchtbaren Kampf mit sich auszufechten. In ihre kleinen Augen, deren Wider vom Weinen geschwollen waren, trat ein seltsames Leuchten, und ohne jedes Getöse begann sie gesenktes Hauptes und mit einer Stimme, die fast gar nicht zitterte, zu sprechen: „Verzeihen Sie, mein Herr, ich muß die Wahrheit sagen. Der Junge ist schuldig, sehr schuldig, das ist wahr ... Aber er ist es nicht allein. Ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich mir nie etwas vorzuwerfen gehabt habe ... Ich habe gelogen. Ich bin es, die die dreihundert Franken des Küfers gestohlen hat, ich ...“

Als der Junge auf Urlaub gekommen ist, habe ich es ihm gestanden ... Da ist die Furcht über das Kind gekommen ... es hat sich gesagt, daß seine Mutter ihre Ehre und ihren guten Namen verlieren würde ... Und um das Geld zu erhalten, damit Niemand das Gelo gegen mich erhöhe, hat er gestohlen ... Endlich hat er den Kopf verloren ... ist ertappt worden ... und das Unglück war da.“

Sie schwieg einen Augenblick bekommen. Dann fuhr sie leiseren Tones fort. „Ich habe gelogen ... Ich bin eine schlechte Frau. Ich habe ihm ein böses Beispiel gegeben ... Sie müssen mich verhaften ... Das ist ein mildernender Grund für ihn, nicht wahr? ... Verzeihen Sie, mein Herr ...“

Sie beugte sich immer tiefer, ihre Schultern schrumpten ganz demüthig zusammen, und ihr Kopf sank hinab ... sie schien klein, immer kleiner zu werden.

Der Sohn wurde nur zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheilt. Sie starb bald danach, vom ganzen Dorfe betrauert. Man las ihre rasche Messe nach und legte ihren Körper in die nackte Erde, ganz am Ende des Kirchhofes, in einem Winkel, bis zu dem selbst an den schönsten Tagen weder die Kirche, noch der Kirchthum ihre Schatten verbanden.

Madrids Crödlermarkt.

Mein Freund, der Maler, wie er allgemein ohne Vor- noch Zunamen genannt wurde, war ein Lebenskünstler. Er malte nur, wenn er gerade Lust dazu hatte oder seine Verbindlichkeiten allzu stark waren, verstand es in ganz kritischen Zeitläuften von starken Zigaretten und schwarzem Kaffee seiner Freunde zu leben und war, bei nur einigermaßen gefüllter Kasse, freigebig bis zur Verschwendung. Nur in einer Beziehung konnte er ordentlich wie ein Museumsverwalter, habgierig wie ein Bucherer, verschmigt wie ein Zigeuner werden, nämlich, wenn es sich um seine spanische Trachtenausstellung handelte. Sie war aber auch prächtig, diese Sammlung. Ein Gelbstein für jeden Theaterleiter, eine Augenweide für Kunstfreunde. Als sich unsere Freundschaft schon sehr gefestigt hatte, verrieth er mir den Ursprungsort, als wir Brüderlichkeit getrunken und ich eidlisch mein Stillschweigen versichert hatte, die gezahlten Preise. Alle seine Schätze stammten vom Rastro, dem großen Crödlermarkt Madrids.

Tritt man, hundert Schritte von der Puerta del Sol, dem großstädtischen Mittelpunkt Madrids, in die Calle Postas, die nach der Plaza Mayor führt, so ändert sich das Bild und wird charakteristisch spanisch. Die Häuser sind älterer Bauart, die Balkone scheinen in der engen Straße weiter vorzuspringen, die Auslagen in den Schaufenstern, meist Kleidungsstücke für Frauen, werden bunter. In einem Seitengäßchen erblicken wir die weltbekannte Herberge Zum Ramm, wo die Landleute für eine Pajeta ein Bett zur Nachtruhe erhalten. Kräftige Gestalten, mit glatt rasirtem Gesicht, stehen an der Tür, die braune Tede um die Schultern geschlungen.

Ein paar Schritte, und wir stehen unter den Arkaden der Plaza Mayor, die fast in ihrer ganzen Ausdehnung Kaufstäden enthalten. Die strenge Architektur des Platzes, des Ortes so vieler Autodafés, Turniere und Stiergefechte, mit dem wunderbaren Bronzestandbild Philipps III. in der Mitte, bildet einen eigenthümlichen Gegenatz zu den Kaufstäden mit den ausgefallenen Spielereien, Dolchmessern aus Albacete, bastischen Barets und Mantilatüchern. Einige Stufen führen uns unter die Bogen, die im Anfang der Toledostraße noch vorhanden sind, und wir haben den Eindruck, daß wir immer tiefer nach Spanien hinein-kommen. An den Böden verkehren theilweise die Schaufenster, um breiten Öffnungen Platz zu machen, die ungehinderten Einblick ins Innere der Geschäfte, und die darin aufgehäuften Verlockungen gestatten.

Die feilgebotenen Waaren sind in der Mehrzahl Kleidungsstücke aller Art für den kleinen Mann, besonders aber für den Bauer; denn die Calle Toledo ist eine alte Thorstraße, allen Landleuten wohl bekannt. Hier kauft der Bauer lieber als in den feinen Geschäften im Mittelpunkte, mit beinahe festen Preisen, hier wird aufgehängt, gehandelt und gefeilt, als gälte es das Leben. Wendet der Kunde sich ab, so läßt man ihn gehen, weil der Verkäufer sonst „Geld daran verliert“; ist der Käufer aber wieder auf der Straße, dann ruft man ihn zurück, um ihm „bis mal“ und „wei! gerade er es ist“ das Stück Tuch zu dem verlustbringenden Preise zu lassen.

Je weiter wir schreiten, um so mehr überträgt sich der Handel auf die Straße, wird bunter, lärmender. Von Seitenlagen herab wehen viele Meter lange rothe und violette Leibbinden für Männer, grelle Kopftücher für Frauen, tanariengelbe Unterleiber aus Flaanel, die jüngeren Verkaufsträfte sind auf dem Bürgersteig vertheilt, preisen mit lauter Stimme die Waaren und günstige Gelegenheiten, scheuen sich aber auch nicht, geeignete Opfer mit sanfter Gewalt in den Laden ihres Herrn zu ziehen. Alles dies geschieht mit spanischer Lebhaftigkeit und Schlagfertigkeit. Gelächter, Schimpfen, mehr oder weniger gute Witze prasseln durcheinander. Auf dem Pflaster der Straße, zur anderen Seite des Steigs, haben sich kleine Straßenhändler in langer Reihe aufgestellt. Billige Spielwaaren, das Stück zu 10 Centimos, hübsche Modelle spanischer Hausraths darstellend, Blechwaaren, für den Küchengebrauch, werden von ihnen schreiend feilgeboten.

Wir nähern uns San Jsidro, der Kathedrale von Madrid. Langsam schneht sich die Menschenmenge zwischen den Läden und Straßenhändlern hindurch, um sich vor dem Eingang des Gotteshauses zu stauen, denn es ist Sonntag. Hier sitzen und stehen auf der großen Kirchentreppe Alte, Krüppel und Blinde, die in klagenden Tönen die

Milthätigkeit anflehen. Um den Hals gehängte Tafeln erzählen ihre Gebrechen.

Auf der andern Straßenseite geht es weniger feierlich zu. Das große, dort stehende volksthümliche Cafe ist gut besetzt von einem bunten Gemisch von Menschen verschiedenster Stände. Hier werden die Verträge des nahen Marktes gewöhnlich abgeschlossen. Arbeiter, Handwerker, Bauern, Fuhrleute, Händler, Stierkämpfer zweiten Ranges bilden an den weißen Marmorischen Lehnen sich gebärende Gruppen, über denen eine Wolke weißen Zigarettenrauches schwebt. Der übliche Zeitung- und Streichholzverkäufer am Cafe-Eingang ist dicht umdrängt.

Norwegen ist Lotterietag, und Antonio verkauft nicht nur Antheilsscheine bis zu 25 Centimos herab, sondern ist auch ein ausgemachter Glückspilz, auf dessen Nummern sogar einmal ein Zehntel des großen Looses der Weihnachtslotterie gefallen ist und die unzähligen kleinen Antheilnehmer glücklich gemacht hat.

Mein Instituto von San Jsidro, das viele berühmte Spanier zur Universitäts vorbereitete hat, liegen wir in die Calle de los Estudios ab, die ihrem gelehrten Namen keine Ehre mehr macht. Sie ist ein Tottenham Court Road, eine Möbelhändlerstraße für das Madrider Volk. Billige Tannenmöbel, Tische mit besonderem Fuß für das wärmende Kohlenbecken, vieredrige Waschtische, Leitern, aber auch formliche Kühle findet man, soweit es der Raum gestattet, dekorativ aufgebaut und aufeinandergehämmert. Den wichtigsten Gegenstand aber bilden Koffer, handliche Umhüllungen mit blau, roth, grün und gelb gepreßtem Blech bezogene, ein Anblick reiner Freude für Soldaten und Dienstmädchen, die auf einem solchen Fundament ihren späteren Hausstand aufbauen. Nach und nach brüht der Straße die Schneidbühnen das Gebrüll auf. Auf den Latentischen wird eifrig zugeschnitten, und hartame Hausfrauen können in besondern Läden die Abfälle der großen Schneidereien zu Ausbesserungszwecken billig kaufen. Noch eine enge, schattige Schneiderstraße, und gelendet treten wir auf einen sonnigen Platz. Wir sind am Kopfende des Rastro.

Man hat den Eindruck, als ob auf dem Rastroplatz alle Handelsstraßen der Welt, die Karawanenzüge der Sahara und Arabiens mit allen Schätzen des Orients zusammenliefern, als ob unerhörte Kostbarkeiten hier zusammengehäuft wären, dann aber die Bandalen und Hunnen gekommen wären, alles verwüthet und fortgeschleppt hätten, und jetzt die Einwohner dieses Landes scheu aus ihrem Versteck hervortreten und die Ueberreste sammeln.

Wer in Madrid irgendeines Gegenstandes bedürftig, der in keinem Geschäft verkauft wird, oder von dem man ihm fragen, er müßte als Postpaket in Peking bestellt werden, der versucht sein Heil auf dem Rastro, und er wird wahrscheinlich finden, was er sucht. Bei unserm Besuche des Rastro geht mein Freund, der Maler, natürlich mit, da er dort ausgeübte Beziehungen hat, die uns nützlich sein können. Seine Einladung zu einem Milchstafee zu 10 Centimos und Spriggebadenem zu 5 Centimos und Spriggebadenem zu 5 Centimos aus brodelndem Kesselchen lehnen wir aber lieber ab, da es schon spät geworden. Das Stimmengewirr ist zum Orkan angeschwollen; der Platz ist mit Menschen dicht besetzt, fast mehr Verkäufer, die irgend etwas los werden wollen, als Käufer. Alle schreien, brüllen, wenn ihre Stimme ausreicht: „Heute wird liquidirt, heute!“ „Billig, billig, billig!“

In den Anfang des Platzes erstrecken sich noch Ausläufer des benachbarten Marktes hinein; es werden Melonen, Weintrauben, Tomaten, Pfefferknoten und Fische ausbezogen, die in der hellen Sonne ein farbenfrohes Bild geben. Dazwischen verkauft man aus umgehängten Körben Schubriemen, Strümpfbänder, Strümpfe, Spitzen und Zigarettenpapier. An dem Bronzehandbild eines gemeinen Soldaten vorletzt, einem Sohn des Volkes, der im turbanischen Kriege eine Helmbreit vollbrachte, und dem man gerade an dieser Stelle ein Denkmal setzen wollte, schlüpfen wir durch die Menge.

Der Maler will unbedingt zu Gonzalo, einem Antiquitätenhändler, dessen Bestände er alle acht Tage auf Neuheiten untersucht. Im Laden sitzen, Zigaretten rauchend, einige Stammkunden: ein Staatsanwalt des höchsten Gerichtshofes, ein spanischer Maler, ein Rentner, wie wir später erfahren. Es wird von Stylen und Kunstspögen gesprochen. Gonzalo redet unsicher mit dazwischen; feiner um 25 Jahre

jüngern, kunstvoll gekämmten Frau kommt offenbar die Unterhaltung nicht so recht vor. Wir versprechen, nachher wiederzukommen, da Gonzalos an und für sich übertriebene Preise in Gegenwart anderer Kunden in die Höhe schnellen wie amerikanische Eisenbahnaktien bei einem Boom.

Unser Weg führt den Abhang hinunter, der ins Thal des Manzanares niedersteigt. Rechts und links Buben, leichte Holzgestelle, die ein großes Ausstellungs Brett tragen, vielfach von einem Zeltuch überdeckt. Um zwei der ersten Buben drängen sich viele Menschen, besser gekleidet als die übrigen. An diesen Stellen verkauft man ausgesuchte Waare, Reifzeuge, Operngläser, chirurgische Bestände, Tintenfüller, elektrische Apparate, ja sogar Nickelinstrumente, die ich allerdings zu einer Landesaufnahme nicht empfehlen möchte. Auf der andern Seite ein Lager sauber gebürsteter, wenn auch stark geflickter Schuhe, daneben eine Waffensammlung mit Pistolen, Revolvern, Jagdflinten, Militärbeugen aus allen Epochen der neuern spanischen Geschichte.

Unser Maler knüpft alte Verhandlungen wegen eines Trabuca wieder an, jener kurzen Fintle aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts, mit tonisch sich öffnender Mündung. Da man ihm aber 4 Peseiten zuviel abfordert, scheitert das Geschäft. Ein anderer Industrieller führt als Spezialität Hausgeschliffe. Keines der zierlichen Dinger, die man bequem in die Hosentasche stecken kann, nein, halb-spännige Thorfschliffe, mindestens eine Spanne lang, wie sie in allen ältern und sogar vielen neuern Madrider Häusern noch hübsch sind. Sie werden glänzend gepulvt und nach Maß sauber zurechtgestellt.

Gute deutsche Hausfrauen würden sich am nächsten Stand an fuppemem Hausgeräth begeistern. Hochflüchtige Lampen für vier und mehr Flammen, vielfach kunstvoll gearbeitet, kupferne Leuchter und Mörsler breiten sich da verlockend aus. Eine Art mächtiger durchbrochener Kupferpfanne, mit langem Stiel, gibt dem Ueingekehrten ein Rätsel auf. Es ist ein Bettwärmer, der im Innern mit ausglühenden Holzstößen gefüllt wird. Werkzeugen und Ausstellungen von Leeren Zanzeln und Mineralwasserflaschen lassen wir unbeachtet, auch die alten Muster eines deutschen Eisenwarenfabrikanten, die dort in unermüthlichem Ede finden.

In einer bescheidenen Ecke hängen Kleidungsstücke, nicht auf städtische Ansprüche, selbst nicht von Arbeitern anständig sind, die nicht abends auszuräumen brauchen. Den Eingang des einen Hofes verdeckt ein Gitter, an dem ein Duzend Gitarren hängen, ergrüßliche und breite, mehr oder weniger geflickt. Ein Soldat prüfte gerade den Ton der einen. Rausch durchwandern wir den Hof, wo es nur alte Eisenklotzen, Ähren, Dampfkegel, Pressen, Firmenbilder, Waagen, Gartenische und Stühle, Kirchenglocken und bergelassen gibt, und wenden uns dem andern Eingang zu, der verheißender aussieht.

Unter Sonnentüchern machen wir den Rundgang. Möbel, die einst bessere Tage gesehen, liegen verstaubt an. Zwischen Duzendwaare verstopfte Boulemöbel, ehemalige Prachtmotive, deren Instandsetzung mehr als der geforderte Preis kosten würde, Truhen, an denen der Verkäufer reich zu werden hofft, verkleinerte Klaviere, Drehorgeln, Druckerpressen, Familienportraits, eine Sammlung von Spazierstöcken, blinde Spiegel, chinesische Vasen und Fächer, die Reste von Protaktischen, altes Steingut und neues Porzellan stehen oder liegen friedfertig nebeneinander. Wer Zeit und Geduld hat, mag hier noch Funde machen. Wir überschreiten aber eine breite, nicht sonderlich gepflegte Straße und kommen zu dem Theil, wo die gebetteten Stände immer seltener und bescheidener werden.

In Nr. 249 der Moskauer Deutschen Zeitung schloß ein Heiratsgefuch zweier jungen Mädchen: „Erstgemeine Antworten hauptpostlagernd.“ Es können sich also nur Herren melden, die Ernst heißen und gemein sind.

„Ich bitte um ein Stück Kuchen“ — sagte Lieschen — „ich kann den Kaffee so trocken nicht hinunterbringen.“